

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 35

Artikel: Bergferienglück
Autor: Aellen, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

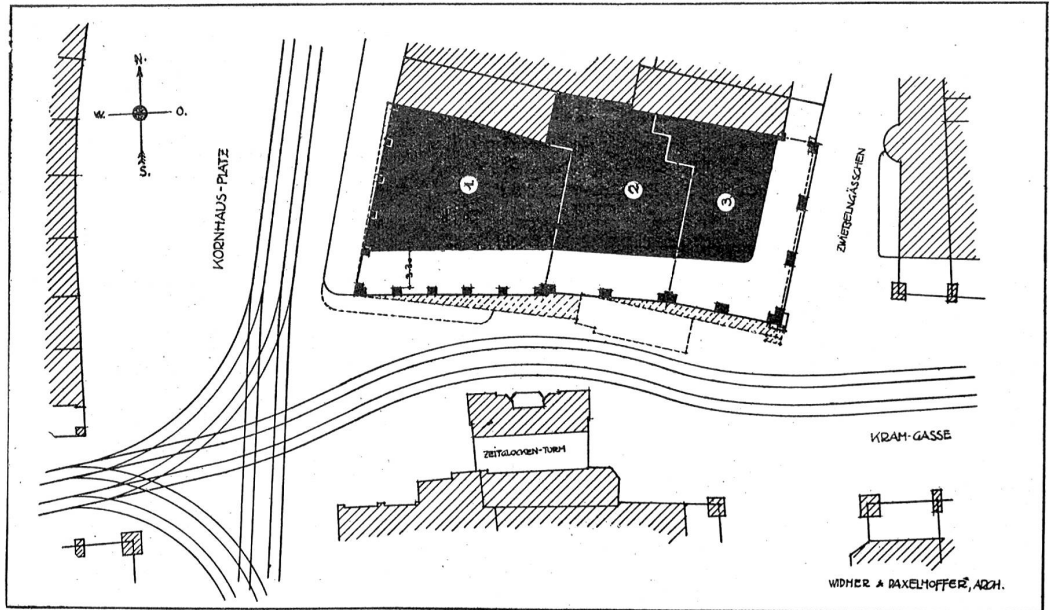
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

glocken-Engpaßes sich mit den Jahren als ungenügend erweisen werde, wäre wohl begründet, wenn nicht die Möglichkeit eines Durchstiches auf der Südseite des Turmes noch vorläge. Erst wenn dieser vollzogen sein wird, dürfte allerdings die Verkehrsfrage beim Zeitglocken als gelöst betrachtet werden.

Was heute durch die Vereinbarung auf der Ostseite erreicht worden ist, darf als befriedigend bezeichnet werden. Durch die Laube wird die verbreiterte Fahrbahn vom Fußgängerverkehr entlastet. Die neue Fahrbahn ermöglicht die doppelgleisige Tramsführung.



Situationsplan für die Neubauten beim Zeitglocken. 1) „Zeitglockenhof“, 2) Geschäftshaus, 3) Apotheke Volz.

Was die architektonische Gestaltung anbelangt, die natürlich auf das Stadtbild Rücksicht nehmen und insbesondere in Einklang gebracht werden mußte mit dem Zeitglockenturm, diesem Kabinettstück alt bernischer Baukunst, so bestimmt die Vereinbarung, daß die Gesimshöhe ca. 2 Meter unter dem heutigen Hauptgesims der Pfistern bleibt und daß man sich hinsichtlich Stockhöhen und Achsendistanzen mit bescheidenen Dimensionen begnügt.

Die Gegenleistung der Gemeinde besteht in Gewährung von Hypothekendarlehen von Fr. 210,000 zu 5 1/2 % auf 10 Jahre und von Fr. 150,000 zu 4 % auf 10 Jahre — diese Anleihen auf das Eckhaus „Zeitglockenhof“. Den Besitzer der Apotheke Volz entschädigt die Gemeinde für die Anlage einer öffentlichen Laube und für die Abtretung von zirka 12 m² seines Terrains mit Ueberlassung von 6 m² Bodens am Zwiebelgässchen und mit einer Summe von Fr. 175 000.

Beide Bauunternehmungen verpflichten sich hinwiederum der Gemeinde gegenüber, bei der Anstellung von Arbeitern das städtische Arbeitsamt berücksichtigen zu wollen.

Die architektonische Leitung der Neubauten liegt in der Hand der Herren Architekten Widmer & Daxelhofer für den Zeitglockenhof und des Herrn Architekt Gerster für die neue Apotheke Volz. Unsere Abbildung Seite 554 läßt einigermaßen erkennen, wie das Stadtbild nach Fertigstellung der Bauten aussehen wird. Wir stellen mit Genugtuung fest, daß es der guten bernischen Tradition folgt, wie das übrigens bei den bewährten Namen der Planautoren nicht anders zu erwarten war.

Bergferienglück.

Ein Ferientagebuch von Hermann Mellen, Chur.

27. Juni 1925 (abends).

Da sitzen wir nun mitten im Grün von Bäumen und Wiesen; zwei stille, braune Stuben fassen warm unser heutiges Ferienglück in heimatlichen, kühlen Bergen und an einem alten, lieben See freundlichen Jugenderinnern. So ein Stadtzeitungsschreiber mit müdegekehrten Händen und erregten Nerven zieht sich aber auch mit besondern Wohlgefühl in ein einsames, lärmfernes Stübchen zurück, um mehr den Kopf in Schatten und Kühle zu legen, als etwa das Bäuchlein an großartigen Hotelstischen zu pflegen. Und trotzdem: was so ein richtiger Zeitungsmensch ist, der kann das Schreiben nicht lassen, mit dem Unterschied allerdings, daß die Feder von all den spizen Ausfällen und Einfällen der

Tagesarbeit stumpf und breiter geworden in dieser Erfrischungszeit auch munter und endlich unkritisch übers Papier fliegen darf... (Man glaube doch ja nicht, daß kritisieren erfrischt, wie viele meinen!)

Zunächst scheint es eine Sommerfrische in einem frischen Sommer zu werden! Wie wir heute aus den grauerhängten Bergen Graubündens weg über den Brünig ins Bernbiet führen, tropfte es den ganzen Tag über aus Nebelschleiern auf die vollbesetzten Bahnwagen, und Petrus hütete seine Berg- und Seewunder ängstlich vor der Neugierde der fremden Reiseoptimisten. Höchstens, daß er, um „glücklich“ zu machen, auf Augenblicke die Wolkenvorhänge beiseite schiebt und Landschaftsherrlichkeiten wenigstens ahnen läßt. (Er ist der größte und rücksichtsloseste „Schieber“, den es gibt, und neben ihm ist so ein Kulissenschieber im Stadttheater oder ein sich weise dünkender Schieber mit Banknoten und Werttiteln ein armseliger Stümper, der doch früher oder später seinen Meister findet und von dem geldgierig eroberten Plakate hinweggeschoben wird, ein geschobener Schieber also!) Petrus muß nun aber doch lächeln zu diesem Lobe, streichelt freundlich mit einem Strahlenärmchen meinen tintenfeuchten Finger und flüstert, nur für allezeit hinfortgehende Journallistenohren vernehmbar: Recht hast du, spassiger Ferienphilosoph, so ein Banknotenbündel in einer toten Hand ist weniger als eine Mücke, die lebt und dich totstehen kann, und wer zu viel erbt verdirbt! — Dann darf ich mich Glücklicher nennen, antwortete ich, denn so ein Banknotenbündel ist für mich ein unfassbarer Begriff. Ich müßte doch nicht ein Schreibergeselle sein... Emil Balmer, der allezeit Muntere, machte zu diesem „armen Kapitel“ einmal einen Volksliedvers. Er lautet so:

Was mache-n-o d'Schriftstellerlüt?
Si schribe für die ganzl Wält
U hei doch müßti nie bei Gald!

Seitdem ich im freundlichen Iseltwald sitze, weiß ich um eine Variante zum alten Spruche vom Zahler, der befehlt. Bei mir heißt es fortan: Wer zahlt, wird mit königlichen Ehren empfangen! Aber nein doch; ich wollte doch nicht malitios sein und darf es sicherlich auch nicht. Warum sollte ich nicht auch einmal an eine wirkliche, ungesuchte Naivität und Naturhaftigkeit unverdorbenen Menschen glauben? Und ich wollte doch selber meine paar Ferienwochen mit der gesunden Devise absolvieren: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein!“ Und fand auch sogleich liebe, herzwarne

Menschen, die mich, der alte Malerfreund schon im herrlichen Brienz, die neuen Bekannten im jenseitigen Seedorf auf der anmutigen Halbinsel, mit überraschender Aufmerksamkeit empfangen. Ein mächtiger Busch glühender Alpenrosen, frisch für den Stadtgast gepflückt, grüßt vom Tische „Willkommen!“, und dazwischen, ei der Tausend, entfaltet auch schon ein erstes Edelweiß seinen fünffrangengroßen Blütenstern! Der Kaffee dampft auf dem Tisch, die Alpenmilch schäumt in tiefen Tassen, Bergkäse lacht in mächtigen Laiben — Ferienherz, sag an, was willst du noch mehr? Die lebenswürdige Wirtin stellt sich vor: „Wir sind halt nur einfache Bauernleute hier, aber noch immer zufrieden gewesen. (Merkst du etwas, verwöhnter Kulturmenschen?), Schuldbauern, wie etwa die meisten hier herum, und ich muß mich schon entschuldigen: es ist alles fürchtbar einfach bei uns!“ Dann plaudert die gute Frau sogleich von ihren Familienverhältnissen, wie mit alten Bekannten und freut sich sichtlich, wenn man Anteil nimmt und ist untröstlich über das schlechte Wetter, läßt uns an ihren warmen Ofen, fragt dienstfertig nach unsern Wünschen und ist bereit, uns ihren halben Garten in die Küche zu tragen. Fleischige, große Erdbeeren hat sie ohnehin schon zum ersten Gratischmaus (oder soll's ein Kaufmuster sein?) in die Küche gestellt.

Jetzt sage mir einer noch, daß das nicht eine ideale „Sommerfrische“ ist, eine Erfrischung für den äußern und innern Menschen bei herzfrischen Menschen ... Ich bin so frei und korrigiere superklug Altmeister Göthe:

Hast du Natur, dann bist du Mensch! (Natur im Sinne von Wahrhaftigkeit, Ursprünglichkeit und Herzenseinfalt.)

Wenn in solch herztärkender Umgebung kein Bergferienglück und kein tieferes Erleben ersteht, dann trägt meine Kulturverdorbtheit einzig die Schuld daran!

Isetwald, 28. Juni.

Petrus zürnt immer noch. Mir fällt auf, daß seine gute Frühommerlaune auf den Tag der hündnerischen Automobilabstimmung sich in Tränenbäche löste. Nun haben wir es im Lande der grauen Buren offenbar gründlich mit ihm verdorben. Sein unerschütterliches „Nein“ würde mehr zählen, als zehntausend andere Stimmen, denn das heißt ein mächtiges Beto gegen frühe Saisonhoffnungen einlegen, sofern man sich an seine Verdrießlichkeit kehrt und sich abschrecken läßt. Mich jedenfalls soll er nicht verärgern! Schlechtwetterfahrten sind für den sehenden Wanderer ebenso reizvoll, als in Sonnenbränden bergan steigen und schwitzen. Ich bin darum heute auch, unbekümmert über einige Regenspritzer aus feierlich am Gefels dahinschleichenden Nebelgewölke auf die nahe Senggluh, einem kühn in den tiefgrünen Brienzsee hinauspringenden Felskopf gepilgert und stand bald auf der bewaldeten Kuppe, in ein süßes Idyll zu Füßen stauend. Das Dörfchen Isetwald stellt sich auf seiner Halbinsel hier oben wie ein Bild in den Rahmen, träumt wie verwunschen am See, den an diesem Ufer steil ansteigend Buchenwälder lieblich säumen. Wäre darüber nicht das hochaufragende Truggefels, man möchte meinen, in ein südliches Seewunder zu schauen, so warmfarbig blau und grün ist dieses Gestade des seligen Vergessens ...

Lange verharrte ich im Anblick des paradisiischen Erdenflecks, und wie immer in solchen Augenblicken, wünschte ich mir, Maler zu sein, um ja recht eindrucksam mit leuchtender Farbe auf die Leinwand zu zaubern, was so einer krakenden Journalistenfeder doch niemals zu schildern gelingt ...

Am Tage danach.

Heute, bei aufhellendem Himmel übrigens, ließ ich mich von meinem Hausmeister über die Verhältnisse der freundlichen See- und Berggemeinde unterrichten. (Er ist Bauer, Viehinspektor, Schulkommissionsmitglied, im Sommer Steuermann bei der Brienzsee-Dampfschiffahrt und eigentlich gelernter Zimmermann, arbeitet in alle Nacht hinein und spart und zahlt pünktlich seine Zinsen, oft noch etwas mehr, und

wird es bei seiner Zähigkeit sicher noch zum Gemeinderat bringen!) Da Isetwald viel von Stadtbauern zum Ferienaufenthalt gewählt wird und nicht weniger als neun familiäre Hotels und Pensionen besitzt, sind die Erwerbsverhältnisse sicherlich etwas günstiger als in noch abgelegeneren Berggemeinden. Trotzdem ist der Bevölkerungsüberschuß zum Auswandern verurteilt, und mehrere leerstehende Bauernhäuser weisen deutlich auf Landflucht. Dem Ortsfremden muß auffallen, daß weder die benachbarte große politische Gemeinde Bönigen mit 1800 Einwohnern, noch das immerhin 600 Einwohner zählende Isetwald eine eigene Kirche besitzt. Beide Gemeinden gehören zur weitverzweigten Kirchengemeinde Gsteig bei Interlaken. Predigtbesucher und Konfirmanden haben im Winter bei eingestellter Schifffahrt über zwei Stunden Weg zurückzulegen. Die Folgen einer ungenügenden Pastorifizierung machen sich durch Zunahme des Sektenwesens bemerkbar. Kirchliche Behörden und protestantische Hilfsvereine seien deshalb angelegentlich auf die Unzulänglichkeit dieser Verhältnisse aufmerksam gemacht. Eine gemeinsame Filialkirche für Bönigen und Isetwald dürfte fürs erste wohl für die religiösen Bedürfnisse dieser vernachlässigten Gegend genügen.

1. Juli.

In diesen Tagen lese ich, nicht zum ersten Mal, in den Briefen des unglückseligen Heinrich von Kleist, Dokumente einer edlen, aber unruherfüllten Dichterseele, an die stürmisch geliebte Braut, an die verstorbene Schwester Ulrike und an einige Freunde gerichtet. Keine ausgeklügelte und erklärende Darstellung dieses Dichterlebens vermag den Leser so aufzuwühlen, wie diese leidenschaftsflühenden Briefe, die tiefe Tragik atmen.

Nach dem Höchsten strebend, sich selber quälend, irrt er ziellos durch die Welt, bis er erkennt, daß nur die Ruhe in irgend einem stillen Poetenwinkel auf dem Lande ihm seinen Glückszustand schaffen kann, den er zur dichterischen Produktion notwendig bedarf. Er wünscht sich drei Dinge: Ein Haus im Grünen, ein liebendes Weib und ein Kind, um dafür auf Amt, Ruhm, Adel und Reichum zu verzichten. Seelische Sicherung will er erwerben. Von seiner glückhaften Aareinsel in Thun aus, seinem ersten und letzten Ruheport auf Erden, richtet er flehende Briefe an die Braut, ihm in die Einsamkeit und Glückseligkeit seines Landlebens zu folgen und ihn aus größter seelischer Not zu erretten. Sie aber, die wohlgezogene Generalstochter, weist die Zumutung „Bauernfrau“ zu werden, brüht zurück. Ihre Liebe kann sich aus den Fesseln der Familientradition nicht freimachen und ist nicht stark genug und entschlossen, ein Opfer auf sich zu nehmen. Sie heiratet später einen wohlbestallten Universitätsprofessor in Königsberg und erklärt noch nach dem frühen Tode Kleists, daß sie es nicht bereue, nicht seine Gattin geworden zu sein.

Der Dichter aber, ins Innerste getroffen, wird wiederum in die Stürme des Lebens hinausgeworfen, schwimmt noch eine zeitlang, schon ein Ertrinkender, um am nächsten Riff zu zerschellen. Seiner Geliebten hat er düster nur noch mitgeteilt: „Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr; ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben.“ Neun Jahre später fand er die opferwillige Frau, die zwar nicht mit ihm zu leben, aber gemeinsam zu sterben bereit war.

Aus Schmerz und Inbrunst ersteht die Tat. Ist aber einer mit sich und der Welt zufrieden, und wurde seine Seele nie von tiefem Leid durchfurcht, dann ist er auch kein wahrer Dichter, der zu erschüttern vermag. Man kann einwenden: Auch der Humor in der Dichtung ist doch Kunst! Gewiß, es fragt sich nur, ob Humor nicht einfach gesunde Reaktion ist, Ausgleich auf Schmerz, der niederdrücken will, und ob nicht Spätmacherei im Grunde doch immer nur Galgenhumor ist ...

(Schluß folgt.)